

Zur Reichweite linguistischer Ansätze in der Übersetzungswissenschaft

Die fundamentale Frage, die sich für die Linguistik im Zusammenhang mit der Übersetzung stellt, hört sich zunächst einfach an: Was geschieht, wenn eine Äußerung, die in sprachlichen Formen des Systems A formuliert ist, als Äußerung wiedergegeben wird, die sich der Mittel des Systems B bedienen muß, wobei als Bedingung gilt, daß die Bedeutung der Original-äußerung in der Übersetzung erhalten bleiben soll? Versucht man, diese Frage zu beantworten, stellt man bald einmal fest, daß man sich auf Grundprobleme jeder Sprachtheorie einlassen muß: sprach- und übersetzungstheoretische Problemstellungen erweisen sich als weitgehend identisch. Wie beziehen sich einzelsprachliche Bedeutungen auf außersprachliche Sachverhalte, Begriffe, Konzepte? Sind Sprachen in sich geschlossene Systeme je eigener Ordnung und damit letztlich (jedenfalls theoretisch) nicht ineinander übersetzbar? Oder impliziert die tagtägliche Praxis der Herstellung, der Verwirklichung von Übersetzbarkeit, die Erfahrung also der praktischen Möglichkeit der Übersetzung, nicht gleichzeitig, daß man von Axiomen der Übersetzbarkeit und der Vergleichbarkeit der Sprachen ausgehen muß - Axiome, die letztlich in der menschlichen Fähigkeit begründet sind, jede beliebige Sprache zu erlernen, und in der Grundannahme, daß alles, was in einer Sprache gemeint werden kann, auch in jeder anderen Sprache ausdrückbar und kommunizierbar ist?

Man mag einwenden, daß eine Übersetzungstheorie auf diesem abstrakten Niveau bzw. mit diesem sprachtheoretischen Ausgangspunkt zwar schön und gut sein könne, daß aber (im Blick gerade auf literarische Texte) schon bei der Grundvoraussetzung ein Fragezeichen anzubringen sei. Denn zeichnen sich viele literarische Texte nicht gerade durch Qualitäten aus, die es unmittelbar einsichtig machen, daß nicht die Erhaltung der Bedeutung oberstes Gebot sein kann, sondern andere Werte - Werte ästhetischer und formaler Natur - wichtiger sind? Der Einwand ist berechtigt; er weist auf die implizite Aussage der Titel-Formulierung dieses Beitrages hin, die es mit der *begrenzten* Reichweite eines linguistischen Ansatzes in der Übersetzungswissenschaft zu tun hat. Damit möchte ich folgendes andeuten: wenn man unter einem bestimmten Aspekt (zum Beispiel dem sprachtheoretischen) an das Phänomen Übersetzung herangeht, so grenzt man den Gegenstand definitiv ein. Die übersetzungstheoretische Literatur zeigt, daß es verschiedene Übersetzungs-Definitionen gibt, die je nach wissenschaftlichem Ausgangspunkt und Interesse ganz unterschiedliche Aspekte des Phänomens Übersetzung thematisieren. Eine Definition, die

das Übersetzen unter philosophisch-hermeneutischem Aspekt betrachtet, sieht anders aus als eine, die sich mit dem künstlerisch-ästhetischen, nach- oder neubildenden Umsetzungsprozeß poetischer Texte beschäftigt. Eng linguistische Definitionen, die das Übersetzen als Umkodierung bzw. als Substitution von sprachlichen Einheiten auf verschiedenen Ebenen darzustellen und – im Zusammenhang der maschinellen oder maschinengestützten Übersetzung – zu formalisieren versuchen, sehen anders aus als Definitionen, die den Aspekt der zweisprachigen Kommunikation bzw. die linguistisch-kommunikativen Charakteristika der Übersetzungssituation in den Vordergrund stellen, die sich auf das Übersetzen als Textverarbeitungs- und Textreverbalisierungssprozeß konzentrieren, oder die sich primär mit der Funktion von Original und Übersetzung in ausgangs- und ziel-sprachlicher Kultur und der Übersetzung als kulturellem Transfer bzw. dem Stellenwert der Übersetzung im Kontext der Empfängerkultur befassen.

Alle diese Definitionen und Ansätze stellen Annäherungen an ein komplexes Phänomen dar, und sie laufen immer Gefahr, bestimmte Merkmale und Eigenschaften zu verabsolutieren. Aber auch der Versuch, sie in einer «Überdefinition» unter einen Hut zu bringen, zu harmonisieren, scheint mir nicht viel bringen zu können: eine solche Definition müßte so allgemein sein, daß sie nichtssagend oder trivial wird. So scheint es mir sinnvoller zu sein, sich mit der Reichweite, mit den Möglichkeiten und Grenzen bestimmter Ansätze zu beschäftigen und diese an konkretem Sprach- und Textmaterial auf ihre Tragfähigkeit und ihre Fruchtbarkeit hin zu überprüfen.

Von einer linguistisch orientierten Übersetzungstheorie erwarten wir, daß sie uns einen operationalisierbaren *Äquivalenzbegriff* liefert, d.h. einen Äquivalenzbegriff, der anwendbar ist in Übersetzungsvergleich und Übersetzungskritik. Des weitern sollte sie uns auf systematische Weise die *Übersetzungsverfahren* beschreiben, die verwendet werden, um Texte übersetzbar zu machen – die Verfahren also, mit denen die Inkongruenz von Sprachen und Stilen überwunden werden oder wenigstens annäherungs- und versuchsweise überwunden werden. In der praktischen Arbeit des Vergleichs von Texten mit ihren Übersetzungen kommt man schon ein schönes Stück weit, wenn man sich auf den Bedingungsfaktor Sprache konzentriert und u.a. versucht, zwischen denotativer oder inhaltlicher Äquivalenz und konnotativer Äquivalenz zu unterscheiden. Mit *konnotativ* bezieht man sich dabei auf (für die europäischen Sprachen recht gut erforschten und beschriebenen) Dimensionen wie Sprachschicht, Soziolekt, geographische Zuordnung sprachlicher Ausdrücke, stilistische Mittel, Anwendungsbe-reiche usw. Niemand ist sich der Wichtigkeit konnotativer Werte mehr bewußt als die Schriftsteller selbst. So weist Henrik Ibsen den französischen

Übersetzer seines Stücks «Die Wildente» auf Übersetzungsschwierigkeiten hin, die mit der Verwendung verschiedener Register des Dänisch-Norwegischen als Mittel der individuellen Charakterisierung und gleichzeitig der sozialen Markierung der Personen zusammenhängen:

[...] man muß mit der norwegischen Sprache sehr vertraut sein, um verstehen zu können, wie konsequent jede einzelne Person im Stück ihre eigentümliche, individuelle Art hat, sich auszudrücken, wodurch gleichzeitig das Bildungsniveau der betreffenden Person markiert wird. Wenn zum Beispiel Gina spricht, muß man unmittelbar hören können, daß sie nie Grammatik gelernt hat und daß sie den unteren Gesellschaftsschichten entstammt. Und so auf je verschiedene Weise für alle anderen Personen auch. Die Aufgabe des Übersetzers ist also keineswegs einfach zu lösen.

Mit dem linguistischen Instrumentarium, mit linguistischen Methoden kommt man nur ein Stück weit, wenn es um die Beschreibung und Erklärung sprachlich-stilistischer Befunde in Übersetzungen geht. Denn literarische Texte und ihre Übersetzungen stehen in einem viel zu komplexen Bedingungs- und Beziehungsgefüge, als daß man ihre Analyse einer einzelnen Disziplin überlassen möchte. Eine Übersetzung ist nicht nur die Konfrontation eines Ausgangstextes mit den sprachlich-stilistischen Mitteln und Möglichkeiten einer Zielsprache (das ist sie indessen auch, und zwar in einem so fundamentalen Sinne, daß mir eine deskriptiv orientierte Übersetzungswissenschaft ohne linguistische Komponente schlechthin undenkbar erscheint), sondern die Konfrontation des Übersetzers mit einer ganzen Reihe teilweise widersprüchlicher, schwer miteinander zu vereinbarender Bedingungen und Faktoren, die mit zu bedenken sind, wenn man unter linguistischem Aspekt konkrete Übersetzungsfälle beschreibt, erklärt und bewertet:

- die Ausgangssprache und die Zielsprache mit ihren strukturellen Eigenschaften, Möglichkeiten und Zwängen,
- die «Welt», wie sie in den Einzelsprachen unterschiedlich klassifiziert wird,
- unterschiedliche Wirklichkeiten in ihren einzelsprachspezifischen Repräsentationen,
- sprachliche, stilistische und ästhetische Normen auf seiten des Übersetzers,
- strukturelle Merkmale und Qualitäten eines Textes,
- Gestaltungswillen und Werkverständnis des Übersetzers,
- explizite und/oder implizite Übersetzungstheorie des Übersetzers,
- Übersetzungstradition,
- Übersetzungsprinzipien/-vorschriften und Selbstinterpretation des Autors,

– praktische Bedingungen, unter denen der Übersetzer arbeitet bzw. arbeiten muß.

Was uns die sprachwissenschaftlich-deskriptiv orientierte Übersetzungswissenschaft systematisch aufbereiten sollte, sind u.a. objektive Sprachdaten – so objektiv, wie das bei Sprache, dieser historisch-sozialen und individuellen Größe, überhaupt möglich ist. Kann etwa die oft gehörte Behauptung, daß Übersetzungen literarischer Texte in der Regel «flacher» als die Originale sind, an konkretem sprachlich-stilistischem Material festgemacht werden? Könnte der Verlust an Farbigeit, aber auch an Widerstand, den eine Übersetzung dem Leser leistet, beispielsweise damit zusammenhängen, daß Metaphern unmetaphorisch übersetzt werden? Dank der kürzlich erschienenen Untersuchung von U. KJÄR («Der Schrank seufzt». *Metaphern im Bereich des Verbs und ihre Übersetzung*, Göteborg 1988, Göteborger Germanistische Forschungen, 30), die den folgenden Ausführungen zugrunde liegt, verfügen wir über die empirischen Daten, die Voraussetzung für die wissenschaftlich fundierte übersetzungskritische Antwort auf diese Frage sind. Der Vergleich mit Übersetzungen in andere Sprachen als die schwedische, die ich heranziehen werde, kann, wie ich hoffe, zugleich etwas von der Faszination des multilingualen Übersetzungsvergleichs vermitteln.

Grenzt man den Bereich Metapher auf okkasionelle (d.h. ungewöhnliche, vielleicht sogar kühne) Verbalmetaphern des Typs ‚das Schweigen wuchert‘ oder ‚ein Lächeln weht (über das Gesicht)‘ ein, so lassen sich folgende *Übersetzungsverfahren* unterscheiden:

Verfahren I: okkasionelle Metapher im Original → okkasionelle Metapher in der Übersetzung: ein gewaltiger GESANG, der wieder VERSINKT UND VERRINNT – schwed. en väldig SÅNG, SOM åter SJUNKER HÄN OCH RINNER BORT.

Verfahren II: okkasionelle Metapher im Original → usuelle Metapher in der Übersetzung: WEHTE EIN KLEINES LÄCHELN über sein Gesicht – schwed. GLED ETT LITET LEENDE över hans ansikte ‚glitt ein kleines Lächeln über sein Gesicht‘.

Verfahren III: okkasionelle Metapher im Original → Neutralisierung in der Übersetzung: Allenfalls SANG im Kessel DIE BRÜHE – schwed. På sin höjd sjöd oxbensbuljongen i kitteln. ‚Allenfalls siedete im Kessel die Brühe.‘

Verfahren IV: Kompensation: nicht-metaphorisches Element im Original → Metapher in der Übersetzung.

Wird nach Verfahren I übersetzt, kann von Metaphern-Übersetzungsäquivalenz unter Bewahrung des Merkmals der Okkasionalität gesprochen werden. Übersetzungen nach Verfahren I+II realisieren Metaphern-Übersetzungsäquivalenz mit dem Merkmal Metaphorizität. Die Übersetzungen nach Verfahren I+II+IV ergeben die Gesamt-Metaphern-Dichte des betreffenden Textes.

In der oben genannten Untersuchung von U. KJÄR wird – allerdings mit einer differenzierteren Skala von Übersetzungsverfahren – beschrieben, wie in den schwedischen Übersetzungen einer Reihe von Romanen der deutschen Gegenwartsliteratur mit deutschen Verbalmetaphern umgegangen wird. Die Analyse von 1200 deutsch-schwedischen Belegstellen zeigt, daß (s. Tab. Kolonne *Durchschnitt*) in fast der Hälfte der Fälle Verfahren I angewendet wird, in etwas weniger als einem Fünftel der Fälle Verfahren II. Die Durchschnitts-Metaphorizität der Übersetzungen beträgt im Vergleich mit den Originalen 66%, oder anders ausgedrückt: in zwei Dritteln der Fälle werden Metaphern des Originals mit Metaphern übersetzt. In knapp einem Viertel der Fälle werden die Originalmetaphern mit Verfahren III neutralisiert (d.h. nicht mit einer Metapher übersetzt), und bei einem Achtel der Fälle handelt es sich um freie Übersetzungen, Auslassungen und einen schwer klassifizierbaren Rest. Über die Anwendung des Kompensations-Verfahrens IV in den schwedischen Übersetzungen gibt die Untersuchung keine Auskunft; über deren Gesamt-Metaphern-Dichte kann damit nichts gesagt werden. (Im Zusammenhang mit der Untersuchung deutscher Übersetzungen von schwedischen Texten kommt der Verfasser der Studie zum Schluß, daß das Kompensations-Verfahren gar nicht so selten angewendet wird.) Von übersetzungskritischer Relevanz ist nun allerdings, daß – wie die Tabelle zeigt – einzelne Übersetzungen mehr oder weniger stark von dem Durchschnittswert abweichen (die Übersetzungen der drei Romane stammen von verschiedenen schwedischen Übersetzern):

	Swed. «Blechtrommel»	Swed. «Butt»	Swed. «Stiller»	Durchschnitt		
Verfahren I	25%	60%	44%	48%	} 66%	
Verfahren II	17%	17%	17%	18%		
Verfahren III	30%	17%	26%	23%		
Freie Übersetzung	13%	} 24%	2%	6%	} 9%	
Auslassung	11%		-	-		3%
Restgruppe	4%		4%	8%		3%
	100%	100%	100%	100		
	n = 261	n = 235	n = 66	n = 1188		

Die Unterschiede sind eindrücklich – und von übersetzungskritischer Relevanz; sie machen einsichtig, daß die Behauptung, Übersetzungen seien «flacher» als die Originale, nicht unplausibel, nicht aus der Luft gegriffen ist – jedenfalls wenn man die Übersetzung von Metaphern als Maßstab nimmt. Ebenso eindrücklich sind aber die großen Unterschiede in der Metaphern-Dichte der einzelnen Übersetzungen, und das heißt: die Übersetzer verhalten sich gegenüber der übersetzerischen Herausforderung der okkasionellen Metapher höchst unterschiedlich. Sehen wir uns dazu die Werte der «Blechtrommel» und des «Butt» an (wir nehmen dabei an, daß die Metaphern der «Blechtrommel» nicht schwieriger oder «unmöglich» zu übersetzen sind als diejenigen des «Butt»): Während im «Butt» drei Fünftel der okkasionellen Metaphern mit okkasionellen Metaphern übersetzt werden, sind es in der «Blechtrommel» nur ein Viertel. Und während der «Blechtrommel»-Übersetzer in einem Viertel der Fälle auf freie Weise paraphrasiert oder auch ausläßt, wird dieses Übersetzungsverfahren vom «Butt»-Übersetzer nur in wenigen Ausnahmefällen eingesetzt. Der Schluß liegt nahe, daß sich der Übersetzer der «Blechtrommel» von einem anderen Begriff von Übersetzungstreue leiten läßt als der Übersetzer des «Butt».

Lassen sich schon innerhalb einer Zielsprache große Unterschiede in den Übersetzungsleistungen feststellen, so wird das Bild noch vielfältiger, lebendiger, auch verwirrender, wenn man Übersetzungen in verschiedenen Sprachen miteinander vergleicht. Das gilt schon für auf den ersten Blick so einfache Fälle wie folgende Stelle aus «Stiller» von Max Frisch:

Max Frisch, *Stiller*: [...] und in der Mitte glitzert ein grünes Flößchen, das die Richtung nach den großen Ozeanen verrät (wie allerdings jedes Gewässer) [...]

- schwed.: och i mitten glitrar en liten grön flod, som visar riktningen mot oceanen
 norw.: Og tvers gjennom dette yppige landskapet glitrer en grønn liten elv, som renner mot havet
 dän.: og i midten glitrer en lille grøn flod, som røber retningen mod de store oceaner
 engl.: while in the centre there glitters a little green river that reveals the direction in which great oceans lie
 niederl.: en in het midden glinstert een groen riviervtje dat de richting naar de grote oceanen verraadt
 franz.: elle [die Stadt Zürich] s'étend le long d'une petite rivière dont le cours scintillant indique la direction de l'océan
 ital.: e nel mezzo scintilla un piccolo fiume verde che tradisce la direzione verso i grandi oceani
 span.: en medio de la ciudad brilla un riachuelo verde, que indica la dirección de los grandes océanos

Während in einigen Übersetzungen das Verb *verraten* erhalten bleibt, schwächt ein Teil ab zu *zeigen/anzeigen* (das Flößchen zeigt die Richtung), und im Fall der norw. Übersetzung *fließt* das Flößchen zum Meer, wodurch – wenn man den trocken-ironischen Kommentar (*wie allerdings jedes Gewässer*) berücksichtigt – der Inhalt auf eine ganz und gar ungebrochene Banalität reduziert wird.

Wesentlich ungewöhnlicher ist die Metapher in folgendem Beispiel:

Max Frisch, *Stiller*: Und das Schweigen wucherte, ein Schweigen, das schlimmer war als Zank.

- schwed.: Och det blev en ruvande tystnad som var värre än gräl.
 norw.: Og tausheten vokste over alle grenser og ble verre enn den verste trette.
 dän.: Og tavsheden voksede, en tavshed, der var værre end skænderi.
 engl.: And the silence proliferated, a silence that was worse than quarrelling.
 niederl.: En het zwijgen woekerde voort, en zwijgen dat erger dan ruzie was.
 franz.: Et ce fut alors un silence envahissant, un silence bien pire que les disputes.
 ital.: E il silenzio crebbe, s'ingrandì, un silenzio che era peggio di una lite.
 span.: El silencio creció, un silencio que era peor que la disputa.

Warum so viele Übersetzungen so viel weniger kühn, so viel vorsichtiger als das Original mit der Sprache umgehen, und überhaupt: wie diese in meinem Vortrag bruchstückhaft angeführten Befunde unter sprachstrukturellem und -normativem, stilistisch-ästhetischem und wirkungsmäßigem Aspekt zu erklären und zu interpretieren sind, bedürfte weiterer Überlegungen und eingehender Analysearbeit. Daß die Linguistik aber auch im Bereich der literarischen Übersetzung und sogar bei einem so genuin literarischen Ausdrucksmittel wie der okkasionellen Metapher einen wichtigen – ich meine: unentbehrlichen – Beitrag leistet, hoffe ich mit meinem Vortrag wenigstens ansatzweise einsichtig gemacht zu haben.

Universität Bergen
 N-5007 Bergen

Werner KOLLER